

Die Entdeckung der ältesten bisher nachgewiesenen Skelettüberreste des Menschen

Autor(en): **Reinhardt, Ludwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572506>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

von sich. Aber was er erzählte, war nur Gutes. Seine heitern Erinnerungen kramte er vor der Mutter aus wie Spielzeug vor einem Kinde, und gerade so harmlos fröhlich freute sie sich daran. Dann erzählte er ihr auch Ernstes, schilderte ihr die Städte, in denen er gelebt, Schicksale von Menschen, die er gekannt, und dachte manchmal mit Beschämung, wie sehr er doch seine Mutter unterschätzt. Edith hatte recht: nur der Anregung bedurfte dieser helle Verstand, um lebhaft zu erfassen und das Gehörte klug durchzuarbeiten. Und was er bisher nur vom Vater gedacht, das übertrug er jetzt auch auf die Mutter: Was hätte aus ihr werden können, wenn andere Ver-

hältnisse, eine andere Lebenslage ihre Anlagen zur Entfaltung gebracht! Aber die Mutter war zufrieden. Ihr genügte es, daß der Sohn sein Ziel erreicht hatte, in seinem Glück fand sie das ihre wieder. Und als ein besonderes Geschenk galten ihr diese Wochen, in denen sie den Sohn für sich hatte und seine Liebe fühlte. Heinz selber fühlte sich unendlich bereichert durch dieses innige Verhältnis zur Mutter. Es tat seinem Stolz so wohl, daß er sich innerlich freudig zu ihr bekennen durfte. Ihm war, als sei sie ihm neu geschenkt worden. Und wem dankte er das? Seiner Braut!

(Schluß folgt).

Die Entdeckung der ältesten bisher nachgewiesenen Skelettüberreste des Menschen.

Nachdruck verboten.

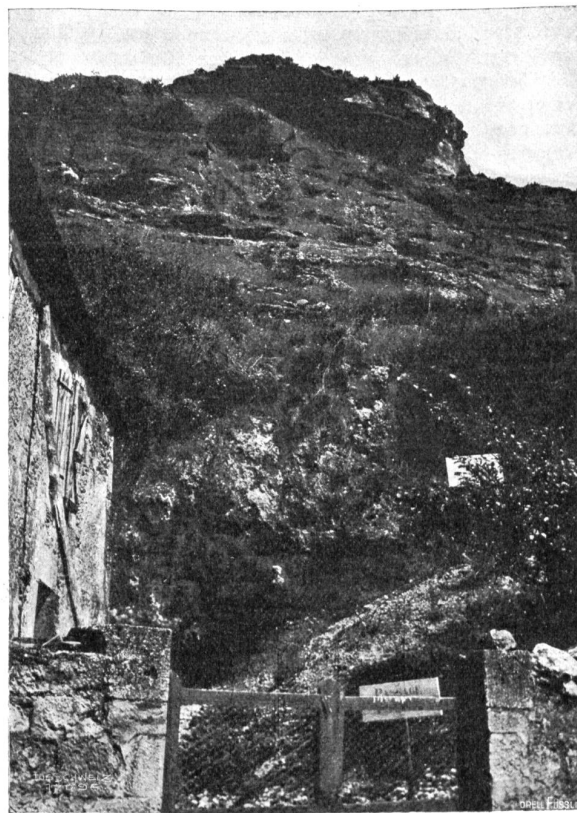
Mit sieben Abbildungen.

Einen ganz außerordentlichen bedeutsamen Fund verdanken wir den neuesten Ausgrabungen eines zu Basel ansässigen Schweizer Archäologen, Herrn Otto Hauser, der seit mehreren Jahren in Südwestfrankreich, im Tale der Vézère, systematisch die bisher bekannten, aber nur oberflächlich ausgebeuteten Stationen der ältern Steinzeit und dazu noch einige von ihm selbst entdeckte neue durchforscht hat und mit seiner Arbeit daselbst noch lange nicht fertig ist. Diese ergaben im Laufe des vergangenen Sommers die Freilegung der Ueberreste eines menschlichen Skeletts der sogenannten Acheuléenkultur, die nicht übertrieben gegen 400,000 Jahre alt sein dürften. Was will nicht diese ganz unglaublich klingende Zahl besagen! Hat doch vor noch nicht hundert Jahren der von dem großen Georges Cuvier aufgestellte Satz in der Wissenschaft allgemeine Geltung besessen, daß der Mensch ein Produkt der jüngsten Zeit sei und zur Eiszeit noch gar nicht gelebt habe! Und nun gelingt es der Forschung, seine Anwesenheit in körperlichen Ueberresten einige hunderttausend Jahre und in den von ihm kunstlos zugeschlagenen Steinwerkzeugen sogar drei bis vier Millionen Jahre zurück bis in das mittlere Tertiär nachzuweisen! Was wird uns nicht noch alles das kaum begonnene neue Jahrhundert offenbaren!

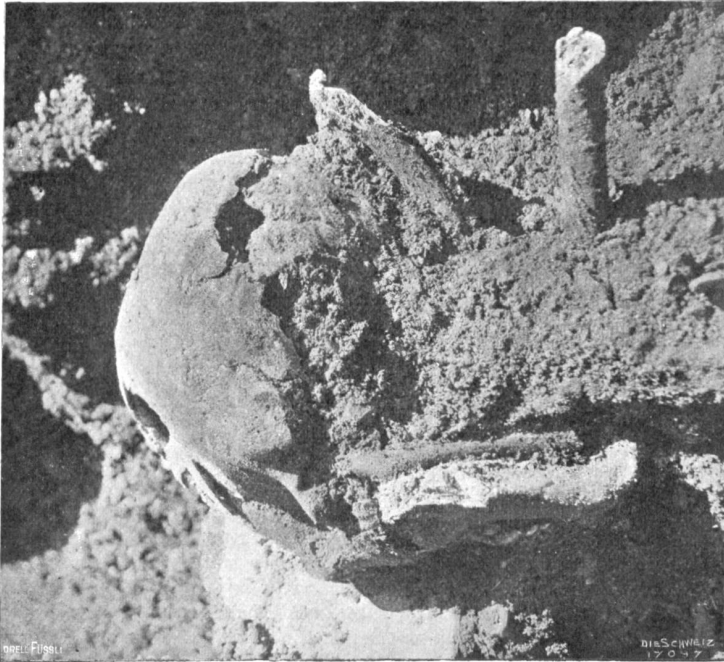
Die Stelle, an der dieser für die Menschheitsgeschichte ganz einzigartige Fund gemacht wurde, liegt im oberen Teile des Vézèretales an einer Talverzweigung, wo auf der Terrasse eines Felsenvorsprungs die Pioniere der prähistorischen Forschung Lartet und Christy zu Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zahlreiche Feuersteinwerkzeuge und Küchenabfall von den Mahlzeitiüberresten des Jägers um die Wende der vorletzten Eiszeit fanden. Nach der Bezeichnung dieser Lokalität Le Moustier wurde dann diese Kultur im Gegensatz zu dem vorausgegangenen Acheuléen und dem folgenden Solutréen — ebenfalls nach zwei berühmten Fundplätzen in Nordfrankreich und im Rhonetal von Gabriel de Mortillet so genannt — als Moustérien bezeichnet.

Zehn Meter unterhalb jener Fundstelle begann Herr Hauser im November 1907 in einer bis dahin durch moderne Bauten der wissenschaftlichen Forschung unzugänglichen Höhle zu graben, wobei eine Menge Artefakte, besonders Faustkeile, dann Messer, Schaber und Bohrer aus Feuerstein der vorhingenannten Acheuléenstufe zutage kamen. Da fielen am 7. März vorigen Jahres dem Aufseher seiner Arbeiter einige Knochenfragmente auf die Schaufel, die er sofort richtig als menschliche Extremitätenreste erkannte. Der ihm erteilten Weisung gemäß ließ er sofort Herrn Hauser rufen, der kam und die Grabung alsbald unterbrach. Bis tief in die regnerische Märznacht hinein arbeitend, ließ er die geöffnete anderthalb Meter tiefe Stelle wieder mit Erde bedecken, um die Skelettreste möglichst vor den für sie verderblichen Witterungseinflüssen zu schüt-

gen. Am 10. April ward in Gegenwart einer Anzahl französischer Beamter und Aerzte der Umgegend das Skelett soweit freigelegt, daß der Schädel sichtbar wurde, und ein offizielles Protokoll über den feierlichen Akt aufgestellt. Mit der Hebung des Skeletts und besonders des Schädels wartete Herr Hauser, bis am 9. August die von ihm geladene Gesellschaft, bestehend aus neun Anthropologen und Prähistorikern, nach Erledigung des Frankfurter Anthropologenkongresses im Vézèretal eintraf. Von ihnen ward Professor Hermann Laatsch aus Breslau als der bedeutendste der anwesenden Anatomen mit der überaus heikeln Aufgabe betraut, die ungeheuer morschen Skelettreste, die bei der Freilegung meist sofort in Staub zerfielen, mit aller Vorsicht herauszuschälen. Von der Hebung des ganzen Schädels konnte keine Rede sein, und da wurde in dreitägiger mühs-



Zugang zur Grotte von Le Moustier, in der die Ueberreste des «Homo Moustériensis Hauseri» gefunden wurden.



Der Hauerferche Schädel bei seiner Ausgrabung am 12. August 1908, mit Bruchstück der rechtsseitigen Armbknochen, auf denen er lag.

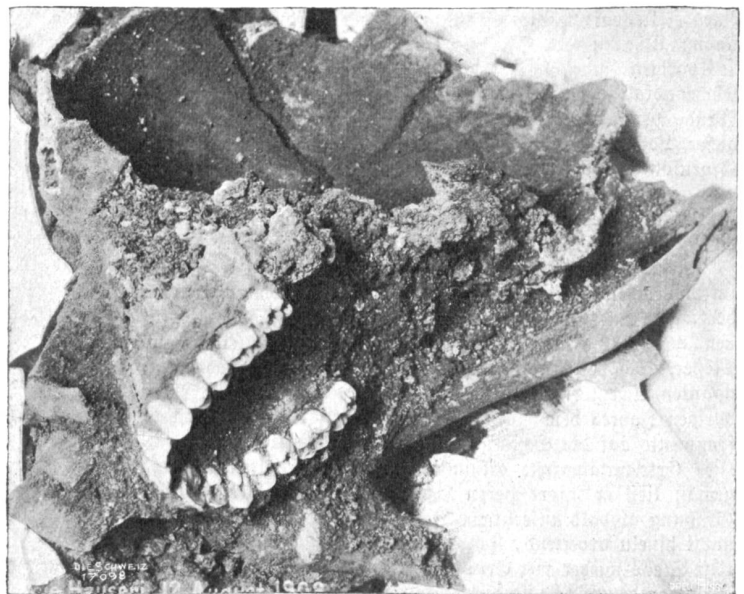
jamer Arbeit Stückchen für Stückchen herausgelöst, in Leim gehärtet und dann in Breslau in aller Ruhe mit Zuhilfenahme von Plastilin das Ganze wieder so gut als möglich zusammengefügt. So erhielt man den hier abgebildeten Schädel, der für jeden Sachverständigen von verblüffender Brutalität ist.

Die genaue Untersuchung der Knochen ergab, daß man es hier mit einem 148 cm langen, etwa achtzehnjährigen Jüngling zu tun hat, mit teilweise sehr altertümlichen Merkmalen, die den Menschen von heute vollkommen fehlen, uns aber vielfach bei den heute noch lebenden Menschenaffen entgegentreten. Wie heute noch beim Neugeborenen waren bei dieser Menschenart im Gegensatz zu den heute Lebenden der Rumpf sehr lang und die Extremitäten auffallend kurz und gedrungen. Der Bau von Oberschenkel und Oberarm war ganz eigenartig mit verschiedenen Anklängen an die Menschenaffen. Auch der Schädel als das für uns interessanteste Organ bot solche Merkmale in Menge. Die Stirne war überaus flach infolge der noch recht geringen Entwicklung des Stirnhirns, das bekanntlich derjenige Gehirnteil ist, der hauptsächlich die Verstandesoperationen vollzieht. Das Denken war also noch nicht die Stärke dieses Menschen, der viel besser mit den derben Fäusten dreinzuschlagen und sich seine Gegner durch Beißen und Kratzen vom Leibe zu halten verstand. Damit nun die für ihn wichtigsten Sinnesorgane, die Augen, bei den grimmigen Kämpfen, die er mit seinesgleichen und mit den gewaltigen Raubtieren als den Mitbewerbern um die tierische Beute auszufechten hatte, nicht beschädigt würden, waren sie durch stark überragende Knochenwülste, die Ueberaugenwülste, beschützt, von denen — einem alten tierischen Erbe vom Affenstamme — unter allen heute lebenden Menschen nur der Australneger noch etwelche Ueberreste besitzt. Sie waren durch eine Furche von der Stirnschuppe getrennt. Die Augenhöhlen standen merkwürdig weit auseinander, eine überaus breite, tiefeingesattelte Nasenwurzel zwischen sich lassend. Die

Nase selbst war breit und flach gedrückt, die Nasenlöcher mehr nach vorne als nach unten schauend, wie der Abdruck der Nasengegend im Boden noch deutlich erkennen ließ. Diese häßliche Stumpfnase, wie sie andeutungsweise der niedrigste heute noch lebende Mensch, der Australneger, aufweist, saß wie eine kleine Vorwölbung über der stark vorstehenden Schnauze, die im Leben jedenfalls von einem sehr breiten, aber mit nicht oder kaum gewulsteten Lippen eingefassten Munde durchzogen war. Darunter schaute ein ganz gewaltiges Gebiß hervor, das noch von tierischer Stärke war, wenn auch die Eckzähne darin, im Gegensatz zu den jetzt lebenden Menschenaffen, nicht größer als die übrigen Zähne waren. Alle Zähne waren überhaupt größer und deren Wurzeln länger als bei den heute lebenden Menschen mit starker Ausprägung der Innenhöcker an den Schneidezähnen und durch Runzelung der Oberfläche der Mahlzähne, wie sie auch noch für den sogenannten Neandertaler, den Vertreter des auf das Acheuléen folgenden Mousterien, kulturtypisch war. Zudem nahmen die Mahlzähne von vorn nach hinten an Größe zu, während dies beim heutigen Menschen sich umgekehrt verhält und besonders der Weisheitszahn große Tendenz zeigt, mit der Zeit ganz zu verschwinden. Der außerordentlich massive Unterkiefer artikuliert mit einem sehr kräftigen Gelenk an der Schädelbasis vor dem Gehörgang, hinter welchem ein auffallend kleiner zigenförmiger Fort-

satz «Processus mastoideus» sich an das breite Hinterhaupt ansetzte. Wie beim Affen, aber bei keinem heute lebenden Menschen fehlte das Kinn durchaus; statt wie bei uns die bekannte Spitze zu bilden, verlief der Unterkiefer vorne in stumpfem Bogen nach hinten, und die genaue Untersuchung des Knochens daselbst mit Röntgenstrahlen bewies durch den Mangel irgendwelcher Muskelzugbälkchen, daß bei diesem Urmenschen die Sprache, die unsere Kinnbildung hervorrief und zahlreiche Muskelzugbälkchen im schwammigen Innern des Knochens durch den Zug der die Zunge bewegenden Sprachmuskeln, besonders der Musculi genioglossi entstehen ließ, noch sehr wenig ausgebildet, in den ersten Anfangsstadien war.

Suchen wir uns das körperliche Aussehen dieses Ureuropäers zu rekonstruieren, so müssen wir ihn uns von vornherein als



Oberkiefer des Hauerferchen Schädels, darunter ein Teil des rechten Oberarmknochens. Bemerkenswert sind die außerordentlich kräftigen, reich stulpierten, gesunden Zähne und der flache Gaumen.

äußerst niedrig gestitteten Menschen vorstellen, der noch zahlreiche tierische Züge besaß. Die großen, dunkeln, nicht tief liegenden Augen waren von den mit buschigen Brauen bedeckten Ueberaugenwülsten beschattet, der Blick im Affekt noch recht unheimlich funkelnd. Jedenfalls war er am ganzen Körper noch ziemlich stark behaart, seine Haut von Wind und Wetter gebräunt, aber durchaus nicht ganz dunkel. Er schritt noch nicht aufrecht, sondern mit leicht gebeugten Knien einher, den rohen Holzknüttel als Hauptwaffe in der Hand haltend und gegen starken Frost, der damals eher eine Ausnahme als die Regel gebildet haben mag, höchstens durch ein umgeworfenes, an der Innenseite durch Zerfauen des Leders geschmeidig gemachtes Fell geschützt. Würde er uns in seiner ursprünglichen Wildheit im Walde entgegentreten, wir würden sicher ebenso erschrecken, wie wenn uns etwa ein Gorilla begegnete.

Aber so tierisch roh und unfultiviert dieser Ureuropäer der zweiten Hälfte der vorletzten, überaus lange währenden und teilweise ein viel wärmeres Klima als heute aufweisenden Zwischeneiszeit erscheinen möchte, so war er doch schon ganz Mensch mit den Anfängen einer Sprachbildung, im Besitze des Feuers, das er zu bändigen und sich dienstbar zu machen verstand, fähig, außer Werkzeugen und Waffen aus Holz auch solche aus kunstlos zugschlagenem Stein, und zwar aus dem von ihm als bestes Material erprobten Feuerstein, herzustellen. Und siehe da, auch schon die ersten Anfänge einer Religion treffen wir bei ihm in Form von allerdings sehr rohen animistischen Vorstellungen, wie wir sie in weitergebildeter Form noch bei allen auf sehr niedriger Kulturstufe, der sog. Wildheitsstufe, stehenden heute lebenden Stämmen antreffen. Er glaubte wie sie an das Fortleben des Einzelindividuum nach dem Tode als Geist, als solcher allerdings unsichtbar, aber immer noch im Stammesverbande mit den Lebenden weiterhaufend, am Mahle teilnehmend und am Lagerfeuer sich wärmend. Dachte man sich doch alles Glück und Unglück, das einem begegnete, als von solchen Totengeistern bewirkt. Gegen die Lebenden wählte man sie wohlwollend gesinnt und ihnen Glück in allen Unternehmungen und reiche Beute verschaffend, wenn man ihren Körper begrub und ihnen je und je Totenopfer spendete; verstimmt und rachsüchtig dagegen, alles nur erdenkbare Unheil und Unwetter, wie auch Krankheit und Tod über die Lebenden heraufbeschwörend waren sie, wenn man ihren Totenkult vernachlässigte und ihnen nicht die verlangte Aufmerksamkeit und den auch für sie nötig gehaltenen Unterhalt gewährte. Auch kein Fachmann hätte irgendwie ahnen können, daß der Totenkult und die damit zusammenhängende Totenbestattung sich so überaus weit zurück in der Menschheitsgeschichte verfolgen lasse. War doch bis vor kurzem noch in der prähistorischen Wissenschaft der Lehrsatz geltend, daß erst der Mensch der jüngeren Steinzeit, der geschliffene Aelte und andere neue und vervollkommnete Steingeräte besitzende Neolithiker, der erst vor etwa achttausend Jahren in Europa



Seitenansicht des Hauser'schen Schädels.

aftauchte, eine solche Kultpflege übte und die Toten bestattete. Immerhin haben neuere Funde diese Gepflogenheit bereits bei den Mammut- und Rentierjägern der frühen Nacheiszeit vor zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Jahren und in einem einzelnen Falle sogar schon bei den Steppenjägern des Solutrén der zweiten Hälfte der letzten Zwischeneiszeit nachweisen lassen. Aber dieser neue Fund von Le Moustier schiebt das Aufkommen von animistischen Anschauungen beim Menschen auf weit vor eine halbe Million Jahre zurück.

Unser jugendlicher, freilich nicht ganz ausgewachsener, aber doch noch unter Mittelgröße befindlicher Eiszeitjäger der zweiten Hälfte der vorletzten Eiszeit — die ganze Eiszeit selbst mit ihren vier bis fünf großen Vereisungen, die von langewährenden Zwischeneiszeiten unterbrochen waren, hat über anderthalb Millionen Jahre gebauert — war ganz deutlich von feinen Stammesgenossen in jener Höhle vor Le Moustier begraben, auf so einfache und primitive Weise dies auch geschah. Er lag in einer uns allerdings sehr unbequem scheinenden Schlafstellung auf der rechten Seite, den Kopf nach rechts und mit dem Gesichte etwas nach abwärts gewendet. Dabei ruhte der Wangenteil auf dem Ellbogen des nach hinten erhobenen rechten Armes, während der linke Arm nach vorne gestreckt war. Ein Bein war im Knie gebogen und gegen den Leib angezogen, während das andere in der Fortsetzung der Körperachse verlief. Der rechte Ellbogen und die rechte obere Kopfhälfte ruhten auf flachen Feuersteinstücken, die eine sorgfältige Auswahl und Zusammenfügung zu einer erhöhten Unterlage für den Kopf erkennen lassen. Unter der Stirn lag eine geradkantig zugehauene Feuersteinplatte, gegen die sich der Ueberaugenwulst so fest angepreßt hatte, daß in der dazwischen befindlichen Erde ein deutlicher Abdruck entstanden war, der nach Durchtränkung mit Leim konserviert werden konnte, wie ich ihn selbst bei seinem glücklichen Entdecker sah. Die Nase war mit Feuersteinstückchen so eingefast, daß man an dem Raum zwischen diesem und dem Skelett noch die Form der Nase erkennen konnte, die mit ihrer Nasendachfläche mehr nach vorn als nach abwärts schaute.

An Stelle der linken Hand, wohl einst dareingelegt, fand sich ein prächtig zugeschlagerer mandelförmiger Feuersteinkeil vom Acheulétypus und nicht weit davon ein vortrefflicher Rundschaber. Zahlreiche, zum Teil mit Feuerpuren versehene Tierknochen besonders des wilden Urrindes, Bos primigenius, lagen rings um das Skelett, mit feinen Teilen untermischt, und sind jedenfalls auch als Grabbeigabe zu deuten. Nicht nur gab man dem Leichnam zur Zufriedenstellung und Sättigung seines Geistes Fleischstücke mit, sondern man hielt zu Ehren



Vorderansicht des Hauser'schen Schädels.

des Bestatteten in der Nähe des betreffenden Felsvorsprunges ein Totenmahl ab, an dem jener teilnehmend gedacht war, und warf nach Beendigung des Mahles als ebensoviele Beweise der erzeigten Gunst die Knochen über den Toten. Dann hielt ein Nordenmitglied — bei diesem jugendlichen Individuum wahrscheinlich die eigene Mutter — noch eine Zeit lang Totenwacht, damit nicht etwa hungrig herumschweifende Raubtiere sich an dessen Fleisch sättigten und die Knochen verschleppeten; denn das Skelett wurde, so oberflächlich die Bestattung unter dem Felsenvorsprunge auch stattfand, genau in der Lage, in welcher der Tote hingelegt wurde, gefunden.

Es würde uns nun überaus locken, das Leben und Trei-

ben jener Eiszeitmenschen an Hand der zahlreichen Fundergebnisse, in Analogie mit den Sitten und Gebräuchen heute noch auf gleich niedriger Kulturstufe als Sammler und Jäger lebender Wilder genauer auszumalen; doch gebracht es uns an Raum hiezu. Dies habe ich an anderer Stelle getan*) und verweise jeden, der sich dafür interessiert, auf jenes Buch, das uns anschaulich die Kultur der ältesten Bewohner Europas schildert.

Dr. Ludwig Reinhardt, Basel.

*) Dr. Ludwig Reinhardt. Der Mensch zur Eiszeit in Europa und seine Kulturentwicklung bis zum Ende der Steinzeit. Zweite, vollkommen umgearbeitete und stark vermehrte Auflage mit gegen 600 Abbildungen als 4. Band der allgemein verständlichen Entwicklungsgeichte des Naturganzen nach den neuesten Forschungsergebnissen.

Frau Else.

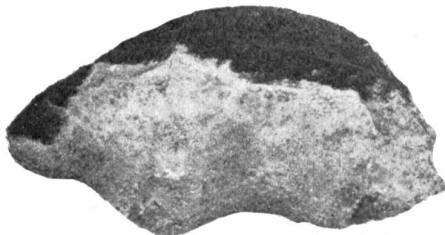
Nachdruck verboten.

Skizze von Jakob Bührer, Bern.

Frau Else blätterte in den Farbendruckten alter Meister. Ueber der Birnbaumkrone im Garten lag ein weißblauer Himmel, über den ein röthliches Licht zitterte. Wenn Frau Else von ihrem Buche aufschaute, sah sie zwischen zwei Nesten des Baumes in ein Wolkengebirge...

Botticelli war nie ihr Freund gewesen. Er hatte nicht die Kraft, die Wirklichkeit ganz zu verneinen, und nicht den Mut, eine weltfremde Freude zu erträumen. Wohl sind seine Frauen von blendender Schönheit; aber es ist, als ginge ein Zittern durch den Fuß, der sich zum Tanzschritt hebt. Nach den langen Taktten einer Melodie voll leiser Traurigkeit fließen die Gewandfalten um die Leiber, und wenn sie lachen, ist es, als blühten Rosen in Winternebeln.

Im Ephen, das sich um die Laube schlang, raschelte der Wind. Frau Else schlug das Buch zu.



Grabbeigaben des „Homo Mousterienfis Hauseri“. Oben Faustkeil vom schönsten Acheuléentypus, unten Numschaber.

Sie sah zwischen den Nesten hinüber ins Wolkengebirge. Die stille Sehnsucht der Botticellibilder schien auch aus ihren ehrlichen Blauaugen zu leuchten, doch nur einen Augenblick; dann lachte sie, boshaft beinahe und doch gütig. „Der dumme, dumme Kerl!“ machte sie und dachte wieder an die Nacht voll heißer Leidenschaft, die hinter ihr lag. An einem pompreichen Feste, das die Stadt aus irgend einem triftigen Grunde veranstaltet hatte, war es gewesen. Ein Günstling ihres Mannes hatte ihr, der beinahe Vierzigjährigen, gesagt, wenn auch nicht mit Worten, daß sie jung und begehrenswert sei. Sie hatte die Jahre her ihre Kinder erzogen und über der Pflichterfüllung der Hausfrau vergessen, daß es eine Sehnsucht nach Glück gab.

Auch wußte sie nicht, daß sie gerade deshalb glücklich war; denn das Glück ist immer dort, wo keine Sehnsucht ist. Manchmal ja, wenn sie eine unserer satirischen Zeitungen las oder ihr ein dekadentes Buch einer unserer Jüngsten in die Hände fiel, da kam sie sich wohl ein bißchen „gubürgerlich“ vor, und sie dachte dann wohl, daß ihr Leben hätte wilder und leidenschaftlicher sein können; sie träumte dann einen schwülen Liebestraum in einer einsamen Villa, in einem Pinienwald, hinter dem das weißgekämmte Meer brandete. Aber das waren nur Stimmungen. Mit der klugen Vernunft der guten Ehegattin ging sie nach solchen Augenblicken ans Klavier und spielte der Jüngsten „Deffelschnegg und Guldrut“ oder sonst etwas Gebiegenes.

In den wogenden Linien der fliegenden Ballgewänder, über die das Lichtmeer hinsaß, grell und leuchtend, in der Tonfülle der jauchzenden Geigen und Zimbeln war ihr etwas trüg gewordenen Blut in Wallung gekommen, und dann las sie aus seinen Augen eine ehrliche Bewunderung, noch einen fernen Schimmer jenes göttlichen Glaubens, den der durch Untreue nicht verdorbene Mann für die Frauen hegt. Aber als er zu reden anfang, da fühlte sie, daß er ein Verzweifelter war. Er gab sich wohl Mühe, über alles zu lächeln, nicht hochmütig, sondern verzeihend und gütig; aber es gelang nicht recht. Sie hatte ihm von ihrem Mädchen erzählt, das Blumen zerkaue und dann heftig weinen könne, wenn man ihm klar mache, daß es eine Schönheit verdorben habe.

Sie traten hinaus in den Garten. Ein Gewitter war durch die Nacht gegangen. Zwischen wild kämpfenden Wolken rang sich das Mondlicht hervor und warf blizende Funken in nasse Blätter. Ueber den schwarzen Schattenberg schritt die Sünde, groß, verlockend und schön. Heimliche Lüfte wob sie in die Luft. „Warum fand ich die Güte nie!“ sagte er traurig. Da drängte sie sich entgegen und bot ihm ihren Mund.

Es war dann noch schön gewesen: den Ehegatten hatten sie zwischen ein paar trinkfesten Kollegen sicher verankert, waren noch ein paar mal tanzen und in den Garten gegangen, und dabei hatten sie eine Freude, wie Lausbuben, die erst des Nachbarns Hund an die Kette legen und dann in seine Kirschbäume steigen.

Sie dachte daran, daß ihr Mann wohl furchtbar moralisch würde, wenn sie ihm die Geschichte erzählte, vielleicht grämte er sich gar! Auch den Graukopf ihres Pfarrers, der sie konfirmiert hatte, sah sie vor sich. Er senkte die haarlosen Lider und sagte ein wenig ölig:

„Tja-a, das ist ja-a beinahe ein Ehebruch!“

Frau Else kicherte in sich hinein bei dem Gedanken: das war ja alles dummes Zeug! Wenn ein Lichtstrahl in einen Diamanten fällt oder ein Falterflügel auf einer Blumenkrone ein Farbenfest feiert, so ist's nicht gut und nicht schlimm. Daß es nicht zu Dummheiten kommen würde, dazu war sie viel zu vernünftig...